

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 7 (1931-1932)
Heft: 11

Artikel: Kleine Geschichte um einen Goldfisch
Autor: Hofstetter, Klara
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065308>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



VON KLARA HOFSTETTER, ILLUSTRIRT VON ELLY BERNET-STUDER

Die Mütter in der Spatzengasse im Oberdorf wunderten sich bas über ihre Buben. Sonst hiess es: «Das ist Weibergeschäft! Die Gret soll gehen, die hat so gut Zeit wie ich. Immer soll nur ich springen!» Und eine Viertelstunde maulen und zanken musste man in Kauf nehmen, wenn vor dem Essen noch schnell ein Kilo Mehl oder ein paar Maggiwürfel für die Suppe geholt werden sollten. Meist nahm die männliche Jugend überhaupt Reissaus, wenn sie nur von weitem die Mutter mit dem Kommissionenkorb witterte.

Und nun war seit einiger Zeit gerade das Gegenteil der Fall. Die Mütter begriffen gar nicht, wie sie plötzlich zu solch liebevoll besorgten Söhnchen kamen, die sich angelegentlich erkundigten, ob das Salzfass etwa leer sei, oder ob die Mutter Waschpulver oder Schuhwichse benötige. Die Geschwisterkriege gingen nicht mehr darum, wer Besorgun-

gen machen müsse, sondern wer diesmal gehen dürfe.

Auch der Bäcker in der Gasse wunderte sich. Er hatte gut seine verlockendsten feuerroten und grasgrünen Täfeli recht sichtbar ins Schaufenster zu rücken. Mit verlegen niedergeschlagenen Augen die Mädchen, herausfordernd pfeifend die Buben, drückte sich die Spatzengassenjugend an dem verwunderten Bäcker vorbei, um mit ihren Zwei- und Fünfräplern im Kramladen der Lisabeth Störchlin zu verschwinden.

«Die Lisabeth im Lädeli hat drum einen Goldfisch», verkündeten die Buben in der Schule der Lehrerin. Und der Krämer im Unterdorf hatte allen Grund, sich über schlechten Geschäftsgang zu beklagen; denn was nur an Kindern um Kommissionen ausgeschickt wurde, wanderte ins Oberdorf zur Lisabeth.

Ja, die besass einen Goldfisch. In einem kugeligen, blitzblanken Glas hauste

er, und das Glas stand auf einer leeren Gerstenzuckerbüchse auf dem Ladentisch, beschattet von einer kümmerlichen Zimmerpalme. Das unbestimmte Gefühl, der Fisch freue sich vielleicht, etwas Grünes zu sehn, hatte wohl Lisabeth zu dieser Anordnung bewogen. Freilich musste dafür die Schachtel mit der Nähseide unter den Ladentisch wandern, der Palmentopf nahm auch gar zuviel Platz ein. Aber hübsch sah es aus so, und wegen der Nähseide konnte man sich leiden.

Ob der Fisch dankbar für diese zarte Fürsorge, war ihm nicht anzusehen. Entweder segelte er gelassen auf und nieder, hin und her, oder er verhielt sich still, mit dem Maul die Glaswand betastend, aus dummen Fischeaugen glotzend, halbstundenlang. « Er schaut mich an », behaupteten die Kinder, und Lisabeth war gnädig und liess sie noch ein Weilchen staunen, auch wenn sie längst ihre Täfelitüte, die Essigflasche oder das Kaffeepaket samt Rabattmarken und Herausgeld erhalten hatten.

Nein, von der allgemeinen Blasiertheit der modernen Zeit war diese Jugend gewiss noch nicht angesteckt; hatte man doch sogar Sekundarschüler aus dem Unterdorf heimlich herpilgern sehn. Aber immerhin, ewig kann das Interesse für einen Goldfisch doch nicht dauern, und es muss gesagt werden, dass es nach und nach ganz beträchtlich abflaute, dass auch die Süssigkeiten des Bäckers wieder gewürdigt wurden, und dass niemand mehr darum stritt, wer den Vorzug genossen habe, von dem Fisch angeglotzt worden zu sein...

« Man darf ihn ja nicht einmal füttern », giffelte der Fehlmann Rudi, der mit ein paar andern Buben aus der

Schule kam. « Sie hat mir fast die Augen ausgekratzt, weil ich ein paar Brotbrosamen ins Glas geworfen habe. Überhaupt, was ist das, so ein Goldfisch! Wenn's noch ein Papagei wäre, einer der reden kann! Aber so ein Dreckzeug! » Und voll Verachtung stüpfte er ein leeres Tomatenbüchlein aus dem Strassengraben, dass es in hohem Bogen in ein offenstehendes Kellerfenster flog. « Dummer du », schrie ihn sein Freund, der Willy, an. « Das hätten wir jetzt grad gut zum Fischen brauchen können. Da hätten wir die Würmer hineintun können. Aber du denkst natürlich nie nasenlang! » Rudi hörte zum Glück die letzte Beleidigung gar nicht; sonst wäre wohl die Spatzengasse sogleich zum Kampfschauplatz geworden. Er hüpfte wie ein Verrückter von einem Bein aufs andere und schrie: « Buben, ich weiss etwas, etwas Glänzendes! Kommt! » Und geheimnisvoll verschwand die Bande in einem Holzschopf.

Die Schultornister hatten sie abgelegt und die Kappen tief ins Gesicht gezogen, als nach etwa zwei Stunden die Buben wieder auftauchten. Merkwürdig brave Gesichter schnitten alle. Die Hände in den Hosentaschen, schlenderten sie gleichmütig am Kramlädeli vorbei, und nur der Rudi warf einen Blick durch die Glastür.

« Es ist niemand drin », flüsterte er. « Los! Wir machen's. » Beherzt zog er die Ladenglocke; denn wenn keine Kunden da waren, pflegte die Krämerin in ihrer Stube über dem Laden zu sitzen, und man musste sie herbeiläuten.

« Sie kommt », presste er hervor, als im dämmerigen Innern des Ladens ihre helle Bluse aufleuchtete. « Dass ihr aber

richtig mitmacht und nicht vorher davonläuft», raunte er noch, einschüchternde Blicke werfend, den andern zu, die hinter ihm standen. Dann wurde die Türe geöffnet. «Guten Abend miteinander», tönte die Stimme Lisabeths freundlich aus dem Laden. Und als die Buben nicht Miene machten, einzutreten, verwundert: «Kommt doch herein! Was müsst ihr haben?»

«Ja, wir wollen drum nichts kaufen», platzte jetzt der Rudi heraus. «Aber wir wollten Euch fragen, ob Ihr etwa für Euren Goldfisch

Würmer braucht?»

Und aus seiner Hosentasche zog er einen langen, langen Regenwurm, den er Lisabeth

mit zwei Fingern entgegenhielt. Fürchterlich aufschreien und die Türe zuschlagen war eins, und während, vor Ekel sich schüttelnd, die Krämerin drinnen auf einen Stuhl sank, prasselte draussen, hervorgezaubert aus dreckigen Bubenhosensäcken, ein Regenwurmhagel gegen die Glastür. Dann rannten die

Schlingel Hals über Kopf davon, halb erfreut über den gelungenen Anschlag, halb schon ein wenig besorgt um die Folgen. Der eine oder andere mochte an die Malzplätzchen denken, die Lisabeth

hie und da bei sehr guter Laune austeilte und die man nun wohl für sehr lang verscherzt hatte. Und der Anführer überlegte schwitzend, wie wohl ein erträgliches Verhältnis mit der Gefoppten anzubahnen sei; denn wahrhaftig — an der Hausecke stand die Mutter und winkte mit dem Kommissionennetz. Und Rudi hatte keine Schwester!

Ueber die verschiedenen kleinen Nachspiele wollen wir taktvoll hinweggehn.

Aber der Goldfisch war von da an so ziemlich erledigt. Ganz kleine Kinder streckten etwa noch verlangend ihre Händchen nach ihm aus. Für die ältere Jugend war er Luft, keiner Aufmerksamkeit würdig.

Aber für jemand anderes gewann er jetzt an Interesse, nämlich für die



Mit zärtlichen Worten redete sie mit dem gleichgültig glotzenden Tier

Frauen der Spatzengasse. Die Frauen, die allmählich ebenfalls von dem Auftauchen des Goldfisches Kenntnis genommen hatten, begnügten sich nicht einfach mit dessen Dasein. Frauen wollen wissen um die Geschichte der Dinge. Frauen sind oft Dichterinnen, ohne dass sie es ahnen. Sie haben soviel Zeit zum Denken: Wenn sie über dem Flickkorb sitzen, wenn sie die Betten an die Sonne legen, wenn sie Gemüse rüsten oder Teppiche klopfen. So denken sie Geschichten. Und was böte ihnen reichhaltigeren Stoff als Leben und Tun der lieben Nachbarn? All die blühende Frauenphantasie in der Spatzengasse drehte sich jetzt um denselben Stoff, nämlich um die Geschichte des Goldfisches der Lisabeth. Die zu erforschen, zu zergliedern und auszuschmücken, darum waren sämtliche weiblichen Hirnchen der Spatzengasse jetzt bemüht. Es war kein so leichtes Ding, reale Tatsachen zu vernehmen, denn Jungfer Lisabeth war recht zurückhaltend. Aber allmählich sickerte doch das Gerücht durch, der Goldfisch sei ein Geschenk. Ein Geschenk? Von wem? Von einem Herrn gewiss. Natürlich, ohne Zweifel von einem Herrn. Sonst wäre doch nicht soviel verlegene, verschämte, glückliche Zurückhaltung von seiten der Lisabeth über diese Ursprungsfrage nötig gewesen. Nun brannte das Interesse erst recht. Was war das für ein Herr? Bekannt? Unbekannt? — Jung? Alt? — Schön? Hässlich? — Arm? Reich? — Die Fenstervorhängelein kamen den ganzen Tag kaum zur Ruhe. Milch lief über den Herd, Suppen brannten an; aber der Lösung des Geheimnisses kam man nicht näher. Man sah niemanden im Laden verschwinden,

der hätte in Betracht kommen können, und so geschickte Anspielungen man auch wagte, um Lisabeth das Geheimnis zu entlocken, nichts wollte nützen. Die Krämerin lächelte nur träumerisch und liess die Frauen zappeln. — Man wurde hämisch. Allerlei zweideutige Gerüchte liefen um. Lisabeth hinterbracht, liessen sie ihr wohl einen Augenblick die Röthe in die Wangen steigen; aber mit einem mitleidigen und überlegenen Lächeln war der Klatsch gleich darauf abgetan. Und so zermürbte schliesslich die Neugierde an Lisabeths Undurchdringlichkeit.

Und doch, der Goldfisch hatte wirklich seine Geschichte.

War abends der letzte Kunde abgefertigt, der Rolladen herunter gelassen, Lادتür und Kassenschublade gut verriegelt, dann fasste Lisabeth mit liebevollen Händen das Goldfischglas und trug es in ihr Zimmer hinauf. In zärtlichen Worten redete sie mit dem gleichgültig glotzenden Tier, streichelte das Glas, hauchte dem Fischmaul an der Glaswand einen Kuss zu und sorgte umsichtig für frisches Wasser und reichliche Nahrung. In einen Lehnstuhl sinkend fiel sie dann, immer ihren Liebling vor Augen, in Träumereien.

Sie musste vor sich hinlächeln, wenn sie an die Neugierde der Frauen dachte. Den, den sie so eifrig zu entdecken suchten, würden sie vorläufig nicht zu sehen bekommen. Sie seufzte leicht. Zwei Monate mochte es noch dauern, bis er wieder kam, um bei ihr die Bestellung für Merceriewaren aufzunehmen. Jetzt reiste er in der Ostschweiz. Sie schloss die Augen und suchte ihn sich vorzustellen. Ja, so kam er zur Tür herein, mit diesem federnden Schritt. Den Hut nahm er

schon auf der Schwelle ab und hängte ihn an den Glasschrankschlüssel. Und dann reichte er ihr mit einem warmen Blick die Hand. Ach, wie sie sich sonnte in diesem Blick, wie sie darin zerschmolz! — Er war ganz anders als die Reisenden sonst. Bei ihm gab's keine flachen oder gar anzüglichen Spässe und Witze auszustehn. Er redete auch nicht nur vom Wetter mit ihr. Er verstand sie. Er spürte, dass ihre Interessen höher lagen und würdigte es. Von Büchern hatten sie gesprochen und von der Frauenfrage; sogar von Telepathie und Seelengemeinschaft. Leise hatte sie angedeutet, dass sie einsam sei und sich nach einem verstehenden Herzen sehne. Er hatte sie getröstet: «Sie sind doch noch jung.» Ja, so hatte er gesagt und sie warm angeblickt. «Sie sind doch noch jung.» Und am nächsten Tag war er plötzlich noch einmal erschienen, eilig, schon unter der Tür sorgfältigetwas aus Seidenpapierenschälend.



Mit zitternden Händen streckte sie ihm das Glas entgegen . . .

Das Glas mit dem Goldfisch hatte er auf den Ladentisch gestellt und lustig mit den Augen gezwinkert. «Damit Sie nicht so allein sind und damit Sie auch etwa einmal an mich denken.» Sie hatte ihm kaum gedankt, so verwirrt war sie gewesen. Aber er würde sie schon verstehn. — In zwei Monaten!

Goldrote und schwarze Seide hatte sie gekauft und häkelte nun an einer Kravatte für ihn. Und hineingehäkelt wurden tausend süsse Träume. In zwei Monaten!

Aber bevor auch nur die Hälfte dieser Zeit vorbei war, geschah etwas Entsetzliches.

Fröhlich war Lisabeth eines Morgens

aufgestanden und wollte mit zärtlichen Worten und einem fetten Brocken ihr Fischlein begrüßen. Aber zu ihrem grossen Schreck reagierte ihr Liebling weder auf das eine noch auf das andere. Trübsinnig lag er im Wasser, kaum ab und zu eine Flosse matt bewegend. Voll Angst lief Lisabeth in

die Küche und liess frisches Wasser in das Glas laufen. Der Fisch wurde kein bisschen munterer dadurch. Sie warf ihm Futter aufs Maul.

Er liess es achtlos zu Boden sinken. Jetzt wusste sie es. Er war krank. Ihr Goldfisch, sein Goldfisch war krank. Vielleicht würde er sterben. Das durfte nicht sein, niemals, niemals! Sein Geschenk durfte nicht umkommen. Was konnte ihm nur fehlen? Vertrug er vielleicht die Luft im Laden nicht? Es hatte gestern so stark nach Petroleum gerochen. Oder hatte jemand etwas Giftiges ins Glas geworfen? Ein Bub vielleicht, der Rüdel Fehlmann! — O Gott, was sollte sie nur tun?

An diesem Morgen zog der Rudi umsonst ein halbesdutzendmal die Ladenglocke, als er noch schnell vor der Schule Reis holen sollte. Niemand öffnete. Und die Frau Müller musste ihren Morgenkaffee ohne Zucker trinken. — «Man kann ja seine Sachen anderswo holen, wenn man zu wenig vornehm ist, um bedient zu werden! Bhüetis, Krämer gibt's genug auf der Welt», räsionierte sie, als sie unverrichteter Sache abziehen musste. «Die Tasche die! Es wird immer netter mit ihr. Das Bettzeug liegt doch unter dem Fenster! Also ist sie nicht krank.»

Frau Müller ahnte nicht, dass Lisabeth um diese Zeit mit rotem Gesicht und schiefem Hut, so schnell als das volle Fischglas, das sie in beiden Händen vor sich hertrug, es erlaubte, dem Unterdorf zustrebte, wo der Tierarzt wohnte.

Dieser sass gemütlich beim Morgenkaffee, als das Dienstmädchen meldete, eine etwas kurlige Frau stehe draussen und wünsche ihn unbedingt und sofort zu sprechen. — «Was zum Kuckuck ist wohl wieder los, dass man schon in aller

Herrgottsfrühe Bescheid geben soll?» brummte der Doktor, und nahm sich noch ruhig Zeit, seine Tasse leerzutrinken, bevor er sich ins Sprechzimmer begab. Fast hätte er laut herausgelacht, als er Lisabeth sah, zerzaust, die Augen voll Angst, die Lippen unsicher. Mit zitternden Händen streckte sie ihm das Glas entgegen und stammelte: «Er ist krank. Er darf nicht sterben!»

Der Tierarzt übersah die Situation mit einem Blick. Hier war Spott nicht am Platz. Irgendwie spürte er, dass es hier einem Menschen um mehr ging als nur um einen Goldfisch an sich. Ruhig nahm er Lisabeth das Glas aus der Hand und betrachtete das arme Fischlein. Dass es am Verenden war, sah er auf den ersten Blick. Es lag schon auf einer Seite, regungslos, schoss dann plötzlich vorwärts, ruckweise, wie ein Betrunkener von einer Seite auf die andere torkelnd. Der Doktor runzelte die Stirne und tat, als betrachte er den Patienten eingehender. Dann stellte er das Glas auf seinen Schreibtisch und wandte sich Lisabeth zu, die ihn angstvoll anstarrte.

«Es ist nichts Schlimmes. (Ach, was für eine Erlösung lag in diesem Satz! Fast hätte Lisabeth laut herausgeschluchzt.) Solche Fälle habe ich schon öfters behandelt. Aber sie müssen mir das Fischlein eine Zeitlang hier lassen. Ich muss ihm Einspritzungen machen. Sagen wir in vier Tagen können Sie's gesund und munter wieder abholen!»

O, wie Lisabeth dankte, und wie sie heimflog! Die Trennung würde sie schon ertragen, wenn nur der Goldfisch wieder gesund wurde.

Der Tierarzt schaute ihr durchs Fenster nach, mitleidig, und ein wenig spöt-

tisch und ein wenig ergrimmt. « Dass man nicht einfach dafür sorgen kann, dass solche Leute ihre Liebe Kindern zuwenden können, statt dass sie sie an solche Dinge hängen! » — Die Hände in den Hosentaschen, stellte er sich dann vor das Glas, in dem der Fisch kaum mehr eine Flosse bewegte. Er lag nun fast auf dem Rücken; aber er lebte noch. Der Doktor betrachtete ihn eine Zeitlang. « Lieber Freund, länger zu warten hat keinen Sinn », meinte er schliesslich, griff ins Wasser und holte den Fisch heraus. Dieser jappte nach Luft und schlug mit dem Schwanz. Da schob ihm der Doktor blitzschnell den Daumen ins Maul und drückte den Fischkopf rückwärts. Das zerbrechende Rückgrat knirschte leicht, der Schwanz zuckte noch einmal heftig, und dann lag der Rotgoldene friedlich auf des Doktors flacher Hand. Ganz ruhig und einfach war die Sache vor sich gegangen. Kein Lamento und keine Tränen kostete dieser Tod.

Der Tierarzt holte ein Seidenpapier, wickelte den Fisch gut ein und steckte ihn in die Rocktasche. Dann liess er sich vom Dienstmädchen das Fischglas einpacken und in sein Auto tragen, und kurze Zeit darauf ratterte er in dem gelben Zweiplätzer der nahen Stadt zu.

Das tote Goldfischlein wäre wohl über einer Sitzung nebst anschliessendem, längern Jass gänzlich vergessen worden, hätte nicht ein Zufall den Doktor rechtzeitig an die kleine Leiche in seiner Tasche erinnert. In fröhlicher Laune aus einem Café kommend, schritt er durch die Hauptstrasse, um zu seinem Auto zu gelangen, und musste einen Umweg machen um eine Kinderhorde, die sich vor einem Schaufenster stiess und drängte.

Anziehungspunkt war ein prächtiger, fast meterlanger Hecht, der in einem grossen Aquarium zwischen Wasserpflanzen schwamm.

« Ja richtig, meinen Goldfisch hätte ich jetzt beinahe vergessen! » Und schnell steuerte der Tierarzt seinem Auto zu, um das Glas zu holen. Dann betrat er den Laden, um sich zu erkundigen, ob hier auch Goldfische verkauft würden. « So einer sollte es sein », meinte er und wickelte Lisabeths Liebling aus dem Seidenpapier. Und zusammen mit der etwas verwunderten Verkäuferin inspizierte er den Glaskasten, in dem Goldfischlein aller Grössen sich munter tummelten. Es war keine schwere Sache, einen ähnlichen Gesellen zu finden. « Der Kuckuck soll mich holen, wenn da jemand etwas merkt », brummte der Doktor vergnügt vor sich hin, während das Fräulein geschickt den Auserwählten auffischte und in seine neue Glasbehausung gleiten liess, die sie mit einem Pergamentpapier verband. — « Das kostet? » — « Einen Franken, Herr Doktor. Und den Toten lassen Sie ruhig hier, wenn Sie ihn nicht mehr brauchen. »

Zufrieden mit sich fuhr der Tierarzt heimwärts, nicht ohne dem unter seinem Sitz installierten Fisch von Zeit zu Zeit einen Fluch anzuhängen, weil er seiner wegen gezwungen war, ein verdammtes Spiesserfahrtempo einzuhalten.

Lisabeth konnte es nicht unterlassen, sich am Abend nach Geschäftsschluss schüchtern per Telephon im Unterdorf zu erkundigen, wie es mit ihrem Sorgenkind stehe. « Es sieht schon viel munterer aus », lautete der Bescheid, und Lisabeth war glücklich. Verwunderten Nachfragen über das Verbleiben des Fisches seitens

ihrer Kunden wich sie aus. Sie wolle ihn in Zukunft oben in ihrem Zimmer behalten, gab sie an. Und das war wirklich ihre Absicht. Die Palme hatte bereits wieder der Nähseidenschachtel Platz gemacht. Es war besser so.

Kein Mensch ahnte, was Lisabeth in der Dunkelheit des vierten Abends in ihrem Kommissionenkörbchen heimtrug. — « Was bin ich schuldig ? » hatte sie dankbar den Doktor gefragt, nachdem sie glückstrahlend den munter schwänzenden Goldfisch begrüsst hatte. — « Einen Franken », hatte er zuerst antworten wollen, in Erinnerung an den Ankaufspreis. Aber er besann sich. « Menschen wollen betrogen sein », dachte er. « Für manche Leute steigt der Wert einer Sache mit dem Preis. Verlange ich nur

wenig, wird sie am Ende misstrauisch auf meine Kunst und weiss mir keinen Dank dafür. » Und kühn forderte er : « Zwanzig Franken macht's ! Die Einspritzungen . . . »

Es hätte dieser Beifügung gar nicht gebraucht. Ohne auch nur einen Gedanken an Widerrede, liess Lisabeth ein Goldvögelein in des Doktors Hand gleiten. Was bedeutete Geld gegenüber ihrem, seinem wiedergewonnenen Goldfisch !

Und dann sass Lisabeth mit von Glück klopfendem Herzen wieder in ihrem Lehnstuhl, vor sich auf dem Nähtisch das Glas mit dem Neugeschenkten. Die fertige Krawatte lag daneben und glänzte rotgolden. Und zu Lisabeths seligen Träumen hin und her, auf und nieder segelte friedlich der Goldfisch.

